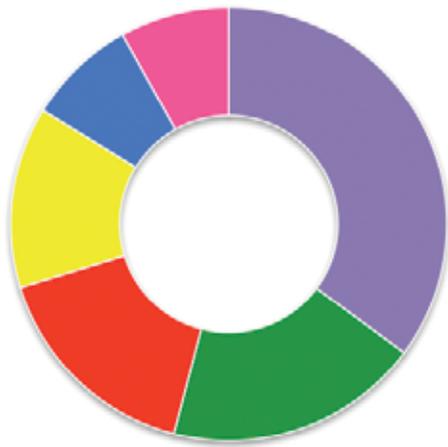


Klare Gewinnerin, Klare Verlierer*innen



- United Students: 13
- Grüne Hochschulgruppe: 7
- Linke Liste: 6
- Die Unabhängigen Demokraten: 5
- RCDS - Die CampusUnion: 3
- Juso-Hochschulgruppe: 3

Die neue Sitzverteilung im Studierendenparlament. (Grafik: mac)

Im Seminarraum in Gebäude V13 herrscht Stille. Zumindest bis Wahlhelfer Sascha Lücker verkündet: „United Students: 358 Stimmen!“ Die Mitglieder der Hochschulliste jubeln, schreien und liegen sich in den Armen, im überhitzten Seminarraum bricht tumultartige Stimmung aus. Das war eine der dominierenden Szenen der Auszählung zu den Wahlen des Studierendenparlaments (StuPas) in der vergangenen Freitagnacht. Diese Wahl hat eine klare Gewinnerliste und die heißt United Students.

Es ist eine handfeste Überraschung, die diese Wahl zum Studierendenparlament liefert. Die „United Students – Internationale und soziale Liste für Hochschulpolitik von unten“ schaffen es aus dem Stand stärkste Partei im Studierendenparlament zu werden. Sie erhalten bei ihrer ersten Wahl 28 Prozent der Stimmen und damit 13 Sitze im StuPa. Der Jubel ist groß: „Danke! Mit eurer Hilfe wurden wir die stärkste Liste!“, posteten die Mitglieder noch am gleichen Abend samt glücklichem Foto auf ihrer Facebook-Seite.

So sehr die United Students an Sitzen gewonnen haben, so sehr haben die anderen Listen an Sitzen verloren. Allen voran die Grüne Hochschulgruppe (GHG): Sie verlor fast die Hälfte ihrer Sitze und ist künftig statt mit 13 nur noch mit sieben Parlamentarier*innen im StuPa vertreten. Auch der Koalitionspartner der GHG, die Linke Liste (LiLi), verlor zwei Sitze und ist fortan noch mit sechs Parlamentarier*innen dabei. Der konservative Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) hat sogar deutlich mehr als die Hälfte

seiner Mandate eingebüßt: Er erhält nur noch drei statt acht Sitze. Nutznießer sind Die Unabhängigen Demokraten (UD), bei denen unter anderem auch ehemalige RCDS-Mitglieder vertreten sind und die bei ihrem ersten Antritt eben diese fünf Sitze erringen konnten. Ebenfalls neu im Parlament vertreten ist die Juso-Hochschulgruppe, die auf drei Stühlen im StuPa Platz nehmen darf. Einzig die Liberale Hochschulgruppe hat die Vier-Prozent-Hürde nicht genommen und damit keinen Sitz im StuPa erhalten.

Spannende Koalitionsverhandlungen

Der herausragende Wahlsieg der United Students sorgt für Spannung in den Koalitionsgesprächen. Schließlich hatte die Liste noch vor der Wahl gegenüber der aktuell gesagt: „Zum jetzigen Zeitpunkt streben wir keine Koalition mit den antretenden Listen an. Grund hierfür ist in erster Linie die mangelnde Sensibilität der Listen im Umgang mit Menschen, die selbst von rassistischer, sozialer oder politischer Segregation betroffen sind.“ Die Karten sind jetzt wohl neu gemischt: Die United Students brauchen mindestens einen größeren Koalitionspartner, um die Mehrheit der 19 von 37 Sitzen im Studierendenparlament zu stellen und damit gemeinsam mit dem Koalitionspartner den Allgemeinen Studierenden-ausschuss benennen zu können. Eine Koalition mit der Grünen Hochschulgruppe, der Linken Liste und der Juso-Hochschulgruppe ist dabei wahrscheinlicher als mit den Unabhängigen Demokraten und dem RCDS. Aber auch eine Koalition, ohne Beteiligung der Wahlsiegerin United Students, von der Grü-

Rassismus im Bus



Der WDR erregt Aufsehen mit einem fragwürdigen Sozial-Experiment zu Rassismus. Seite 3

Druck im Bildungssystem



Leistungsgesellschaft Schule? Der Film „Alphabet“ hinterfragt die Lernbedingungen weltweit. Seite 4 und 5

aktuell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu Kommentieren und noch viel mehr gibt es unter:

www.akduell.de

nen Hochschulgruppe, der Linker Liste, den Jusos und den Unabhängigen Demokraten ist noch denkbar.

Eine unerfreuliche Überraschung gab es auch noch: Ganze 414 Wahlzettel waren bei der Erststimme, 269 Wahlzettel bei der Zweitstimme ungültig. Ein Großteil dieser Stimmen wäre auf die United Students entfallen. Die kritisieren, dass auf den Wahlzetteln das Wort „Enthaltung“ nicht ins Englische übersetzt wurde. Viele nicht-deutschsprachige Wähler*innen seien dadurch verwirrt worden, heißt es von den United Students am Auszählungsabend. Wenig überraschend, dafür genauso unerfreulich: Die Wahlbeteiligung fiel mit knapp unter 10 Prozent weiterhin niedrig aus.

Zu den Senatswahlen sind die United Students nicht angetreten. Stärkste Liste wurden hier die Unabhängigen Demokraten. Die neuen studentischen Mitglieder im Senat sind damit Raphael Seufert von den UD (194 Stimmen), Ferhat Tunc von der GHG (112 Stimmen) und Özcan Gül vom RCDS (174 Stimmen). Felix Groell von der LiLi wurde mit 116 Stimmen wiedergewählt. [mac]

Bald schon mit dem Fahrrad pendeln?

Kommentar

Drum prüfe, wer sich ewig bindet

Ob man heiratet, ist und bleibt in der Moderne Privatsache - die Möglichkeit zu heiraten ist hingegen ein Politikum. Die Entscheidung des Supreme Court vom 26. Juni gewährt nun landesweit allen homosexuellen Paaren in den USA diese Möglichkeit. Die Debatte in Deutschland kocht erneut auf, nachdem bereits vor etwas mehr als einem Monat die irische Bevölkerung für die homosexuelle Ehe im weltweit ersten Referendum zu dieser Frage abgestimmt hatte. Das erzkatholische Land und die Vereinigten Staaten, die sich seit ihrer Gründung Religionsfreiheit auf die Fahne schreiben, haben vorgelegt – globale Konsequenzen sind nicht auszuschließen.

Der Zusatzartikel 14, in dem die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz nun auch auf die Ehe ausgedehnt wurde, existiert zunächst nur auf dem Papier. Die Veränderung in den Köpfen der Menschen wird wohl etwas länger brauchen. Trotzdem ist die Entscheidung des Supreme Court ein weiterer großer Schritt hin zur Gleichstellung und im Kampf gegen Homophobie und Diskriminierung. Johannes Kuhn, Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in San Francisco, sieht einen weiteren Sieg in der Veränderung darin, dass sie auch die säkulare Säule Amerikas stärke. Die Definition, was eine Ehe ist und wer diese mit wem schließen darf, wird keiner Kirche überlassen, sondern ab jetzt vom Staat vorgegeben.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Deutschland gleichzieht. Im schlimmsten Fall müssen wir darauf warten, dass die letzten (und ältesten) Erzkonservativen CDU/CSU-Wähler*innen das Zeitliche segnen. Dass die derzeitige Stagnation in Deutschland an der Sorge liegt, Stimmen zu verlieren, beschreibt Sebastian Christ in dem amüsanten Artikel „So sähe eine Rede von Angela Merkel zur Homo-Ehe aus, wenn sie endlich mal ehrlich wäre“, publiziert auf der Seite der Huffington Post. Bleibt nur: Abwarten und Tee trinken. Vergesst dabei jedoch nicht, die Regenbogenfahne zu hissen – aus dem Fenster, mit dem Facebookgenerator oder auf der nächsten Demo. #LoveWins in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft auch hier. [lenz]



Der erste Streckenabschnitt in Mülheim steht kurz vor der Vervollendung. (Foto: tdk)

Schnell und abgasfrei durchs Ruhrgebiet – der Radschnellweg Ruhr soll es möglich machen. Die Strecke zwischen Essen und Mülheim steht nun kurz vor der Fertigstellung und könnte auch für Studierende der Universität Duisburg-Essen eine Alternative zum Nahverkehr darstellen.

Wer zwischen dem Campus Duisburg und Essen pendelt, hat ein Problem: Die Fahrt mit Bus und Bahn kann locker mal 45 Minuten dauern. Man muss umsteigen und im Zug ist es entweder zu kalt oder zu heiß. Wer ein Auto hat, kann sich über die A40 quälen, für alle anderen bleibt der Pendelbus, der aber nur stündlich verkehrt. Eine Alternative könnte in Zukunft das Rad darstellen, denn schon in wenigen Monaten wird ein Großteil des neuen Radschnellweges Ruhr (RSr) zwischen Essen und Duisburg fertiggestellt sein.

Bis zum Jahr 2020 soll der neue RSr das gesamte Ruhrgebiet von Duisburg bis nach Hamm in Westfalen miteinander verbinden. Auf 100 Kilometern können Radfahrer*innen dann auf feinstem Asphalt und fast ganz ohne Kreuzungen, Ampeln und Höhenunterschied dahingleiten. Möglich werden soll dies durch die Nutzung stillgelegter Bahnstrecken, die seit dem Rückgang der Schwerindustrie im Ruhrgebiet nicht mehr von Güterzügen befahren werden.

Erste Streckenabschnitte schon befahrbar

Vom Essener Campus kann man bereits jetzt bis nach Mülheim-Winkhausen fahren und muss dabei nur eine einzige Kreuzung passieren. Nach 20 Minuten Fahrt auf bestem Belagerreicht man das derzeitige Ende des Radschnellweges, das durch einen Bauzaun markiert wird. Dahinter geht es aber schon weiter. Auf fünf Kilometern führt die Asphalt-Trasse bis zum Mülheimer Hauptbahnhof und wird nur hin und wieder durch Schotterpisten unterbrochen. In wenigen Wochen kann wohl auch dieser Streckenabschnitt freigegeben werden.

Für Studierende der UDE ist das Fahrrad damit schon sehr bald eine ernstzunehmende Alternative zum Nahverkehr. Geübte Radfahrer*innen schaffen es dann in 30 Minuten vom Campus Essen in die Mülheimer Innenstadt. Weiter geht

der Weg noch nicht, doch wer die Ruhr überquert, findet hinter dem Schloß Broich die Duisburger Straße. Folgt man der Straßenbahnlinie 90r, ist man nach weiteren 25 Minuten an der Duisburger Uni.

Der Radschnellweg Ruhr ist ein zukunftsweisendes Projekt. Nicht nur Studierende, auch tausende Berufspendler*innen könnten vom Auto auf das Fahrrad umsteigen und auch die Züge im Nahverkehr wären weniger überfüllt. Bleibt allerdings zu hoffen, dass dies in Zukunft nicht als Argument dafür genutzt wird, weniger Züge bereitzustellen.

Mit dem Umstieg auf den Drahtesel täten die Radler*innen auf dem Weg zu Arbeit und Uni nicht nur etwas für die Umwelt, sondern auch für die eigene Gesundheit. Geld, das nicht mehr für Benzin ausgegeben werden müsste, könnte zudem die lokale Wirtschaft stärken.

Rechnet sich der Radweg?

Laut Martin Tönnies, dem stellvertretenden Regionaldirektor des Regionalverband Ruhr, realisiert der Radschnellweg Ruhr auf diese Weise aus jedem investierten Euro fünf Euro Gewinn. Damit ist er ein vergleichsweise günstiges Verkehrsprojekt. Mit Kosten von rund 184 Millionen Euro wäre er zwar der in Deutschland teuerste Radweg aller Zeiten, könnte jedoch die Straßen der Region weitaus mehr entlasten als beispielsweise das neue Autobahnkreuz Bochum-West, dessen Bau allein schon 260 Millionen Euro verschlang.

Derzeit steht die Finanzierung allerdings noch nicht komplett fest. Um den Radschnellweg Ruhr zu realisieren müssten sich Land, Kommunen und EU an den Kosten beteiligen. In einer Machbarkeitsstudie vom März dieses Jahres stellt der Regionalverband Ruhr zudem eine Förderung durch den Bund in Aussicht, da schließlich auch Bundesstraßen entlastet würden. Eine baldige Einigung bei der Finanzierungsfrage wäre wünschenswert, denn der Radschnellweg Ruhr könnte ein wichtiger Schritt zu einem umweltfreundlicheren Ruhrgebiet sein. Nachdem Essen für 2017 schon den Titel „Grüne Hauptstadt Europas“ trägt, will sich die Region 2022 im Rahmen der KlimaExpo.NRW als „Klimametropole Ruhr“ präsentieren. Ein modernes Verkehrskonzept stünde ihr da gut zu Gesicht. [tdk]

Mit Stereotypen gegen Rassismus?

Rassistische Segregation mitten in Deutschland? Was historisch in den USA traurige Realität war, wurde jetzt in einem Essener Bus nachgestellt. Der öffentlich-rechtliche Sender WDR führte dort nämlich ein sogenanntes Krisenexperiment durch: Er wollte testen, wie sich die Fahrgäste verhalten, wenn der Bus in deutsche Fahrgäste und Ausländer*innen sowie Geflüchtete aufgeteilt wird. Die Mitfahrenden wehrten sich zwar gegen die offensichtliche Diskriminierung; die Produktionsfirma selbst führt mit dem Experiment aber rassistische Stereotypen fort.

Medien wie die WAZ und die Welt sind sich einig: Der Westdeutsche Rundfunk (WDR) habe mit seinem neuen Wissensformat „Quarks und Du“ ein gewagtes Experiment unternommen. Dafür hatte der WDR eine Produktionsfirma beauftragt, die in einem Bus der Linie 160 in Essen folgende Schilder anbrachte: „Ausländer und Asylbewerber benutzen bitte nur die hinteren Sitzreihen!“ und für die Plätze im vorderen Teil des Busses: „Diese Plätze sind für Inhaber/innen eines gültigen deutschen Personalausweises reserviert“. Ein Experiment, das vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung wissenschaftlich begleitet wird. Mit versteckten Kameras wurden dann die Reaktionen der Fahrgäste festgehalten. Ausstrahlungsdatum ist zwar erst der 25. August, doch der Vorarbeit der Lokalzeit Ruhr löste in den Sozialen Medien bereits Diskussionen aus.

Die Idee, ein Krisenexperiment für das Fernsehen zu produzieren, stieß von Anfang an auf Ablehnung: Zunächst war es für die Macher*innen des TV-Experiments schwierig eine Institution zu finden, die den Handlungsort für eine Konfrontation bietet. Laut Rheinischer Post seien viele Organisationen angefragt worden, aber Supermärkte, Mensen und andere Verkehrsunternehmen sollen ein bleibendes negatives Image gefürchtet und abgesagt haben. Am Ende sagte dann doch die Essener Verkehrs-AG (EVAG) zu und stellte einen Bus der Linie 160 zur Verfügung

Segregation in Deutschland?

Beim Experiment fällt erst einmal auf, dass die Produktionsfirma ein Konstrukt aufbaut, statt rassistische Realitäten abzubilden: „Es wird versucht ein Phänomen aus den USA auf deutsche Verhältnisse zu projizieren. Das funktioniert meiner Meinung nach nicht, weil Deutschland eine andere Geschichte hat“, sagt Tahir Della von der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD). Und: „Eine gesellschaftliche Trennung wie zur Zeit der rassistischen Segregation in den USA findet in Deutschland nicht statt. Hier finden wir Ras-

sismus in anderen Formen“, so Della weiter.

Della von der ISD steht solchen Sozial-Experimenten nicht generell ablehnend gegenüber: „Wenn man Formen von Rassismus abbilden will, dann sollte man Bereiche abbilden, die gesellschaftlich so bislang nicht diskutiert werden. Wie zum Beispiel rassistische Polizeikontrollen“, so Della. Gegen polizeiliche Kontrollen aufgrund der Hautfarbe (aktuell berichtete) würden eher weniger Menschen etwas unternehmen, weil die Polizei als Institution generell nicht als rassistisch wahrgenommen würde.

Die Reaktion der, von versteckten Kameras beobachteten Fahrgäste, lies dagegen nicht lange auf sich warten: Sie stellten sich schützend vor die Schauspieler*innen, die Ausländer*innen und Geflüchtete darstellen sollten, und bewiesen Zivilcourage. Die Menschen reagieren hier auf eine Extremsituation: Schaut man sich jedoch die Einstellungen in der Bevölkerung an, ist Fremdenfeindlichkeit noch immer weit verbreitet. Im Rahmen der „Mitte-Studie“ der Universität Leipzig stellten Wissenschaftler*innen im Jahr 2014 bei einer Befragung von mehr als 1.400 Personen fest, dass jede*r fünfte Deutsche (18,1 Prozent) ausländerfeindlich sei. Solche Einschätzungen treten beim Experiment des WDR in den Hintergrund.

Rassifizierung beim WDR

Nicht nur das Konzept, auch die Ausführung des Experiments von „Quarks und Du“ ist laut Della kritisch zu sehen. Die Schauspieler*innen, die Ausländer*innen und Geflüchtete darstellen sollen, haben überwiegend eine schwarze Hautfarbe. „Besonders problematisch am Experiment ist die Markierung von schwarzen oder muslimischen Menschen als Ausländer oder Flüchtling. Hier kann man schon von einer Rassifizierung sprechen: Jeder, der so aussieht, wird als fremd und nicht dazugehörig dargestellt“, kommentiert Della.

Der Regisseur des Experiments, Dirk Gion, spielt im Beitrag ebenfalls mit. Er mimt einen EVAG-Mitarbeiter in einer gelben Jacke des Verkehrsunternehmens und klärt die Fahrgäste über die neuen Regeln im Bus auf. Nicht ohne sich im Ton zu vergreifen. In einer Interview-Sequenz mit der Lokalzeit sagt er: „Wir haben gestern geprobt hier, mit unseren Schauspiel-Asylanten und die leisten Widerstand.“ Asylant? Dieser Begriff wird vor allem in rechten Szenen verwendet. „Der Gebrauch des Wortes ‚Asylant‘ zeigt ebenfalls, wie wenig kritisch mit solchen Markierungen umgegangen wird. Das ist ein klar problematischer



In einem EVAG-Bus fand das WDR-Experiment statt. (Foto: mac)

Sprachgebrauch, der von einer Szene verwendet wird, die sich gegen Flüchtlinge wendet“, sagt Della vom ISD.

Gegen solche Zuschreibungen wehrt sich die Initiative schon seit Jahren: „Es wird nicht von schwarzen Menschen geredet, sondern man verbindet sie mit Etiketten, die diskriminieren. Das ist aus unserer Sicht abzulehnen“, sagt Della. „Solche Zuschreibungen werden immer wieder bedient, statt mit ihnen zu brechen. Es gibt antimuslimischen und anti-Schwarzen Rassismus. Das Problem muss richtig benannt werden statt mit Markierungen zu arbeiten, die das Problem nicht treffen“, sagt Della weiter.

Die stark vereinfachende Reduktion des WDR, Fahrgäste in „Deutsche“ und „Ausländer*innen“ zu teilen, verfehlt auch online ihre Wirkung nicht. Unter dem Beitrag der Lokalzeit Ruhr, den mittlerweile über 1,5 Millionen Menschen angesehen haben, gibt es zum einen großen Zuspruch für WDR und EVAG. Zum anderen tobt aber auch hier wieder der rassistische Mob: „Das wird es bald so geben, nur, dass die Deutschen/Europäer hinten sitzen müssen! Und dafür probt der WDR schon mal... Aber regt Euch nicht auf, liebe multikultiduselnden WDR-ler, lange müsst Ihr eh nicht mehr arbeiten, denn die Europäer werden bald alle entlassen!“ Reaktionen, die erwartbar sind, wenn man mit Gegenüberstellungen wie „Wir Deutsche“ und „die Ausländer*innen“ jongliert. [mac]

Leistung statt Bildung



Erwin Wagenhofers „Alphabet“ rechnet mit dem Bildungssystem ab: Zu viel Druck, zu viel Konkurrenz, zu wenig Freiraum. (Foto: fro)

„Irgendwann wirst du dich nach deiner Schulzeit sehnen!“ Wie oft hat man den Satz gehört, als mal wieder bequem im Bett zu liegen interessanter war als der Schulbesuch. Dass Schule aber eben nicht unbedingt der Ort ist, an dem Kinder und Jugendliche in Ruhe lernen können, führt Erwin Wagenhofer in seinem Film „Alphabet“ aus dem Jahr 2013 vor. Er zeigt, dass Schule und Universität in der Form wie wir sie momentan haben vor allem für Druck, Stress und Konkurrenzkampf sorgen. Auch zwei Jahre nach Erscheinen ist der Film immer noch aktuell. Inklusion und der Streit um eine gemeinsame Schule für alle stehen fortwährend in der öffentlichen Debatte.

Der Film beginnt mit einer Reise nach China. Bildungsforscher Andreas Schleicher, Mitbegründer der PISA-Studien, äußert seine Bewunderung über die Leistung chinesischer Kinder. Das Land ist seit Jahren Spitzenreiter in der internationalen Schulleistungsüberprüfung der Organization for Economic Co-operation and Development (OECD). Schön und gut, aber „Alphabet“ zeigt auch die Kehrseite der Medaille, die mit den guten Leistungen einhergehen. Elfjährige sitzen von 7 bis 21.30 Uhr in der Schule, gefolgt von Hausaufgaben und Nachhilfestunden am Wochenende. Dauerhafter Prüfungsstress, hohe elterliche Erwartungen, Forderungen nach außerschulischem Engagement und lange Schultage sind die Konsequenz des ständigen Drangs, möglichst immer schneller und besser zu sein als die Anderen. Yang Dongping, Peking Bildungsforscher, formuliert genau diesen Weg, den chinesische Kinder und Jugendliche gehen müssen, äußerst pessimistisch: „Unsere Kinder gewinnen am Start und verlieren am Ziel.“ In China ist die Suizidrate bei Kindern so hoch wie nirgendwo anders auf der Welt.

Effizienzgeilheit in Schulen

Der Dokumentarfilm fokussiert sich aber nicht nur auf die Bildungspolitik Chinas. Im Laufe der

113-minütigen Doku erhalten Zuschauer*innen auch Einblicke in die Bildungslandschaft Spaniens, Frankreichs und Deutschlands. Dabei verzichtet der Film gänzlich auf eine*n Moderator*in der die teilweise aufreibenden Geschichten und Fakten kommentieren könnte. Das übernehmen in verschiedenen Sequenzen Betroffene und Experten*innen selber aus ihrer Perspektive.

„Alphabet“ veranschaulicht ein Problem, für das vor allem China leider ein Paradebeispiel darstellt. Der Gedanke, dass alles schneller und besser werden muss, ist aber auch in anderen Regionen der Welt angekommen. Die Effizienzgeilheit erhält Einzug in die Schulen und Universitäten. Bologna führte zu einem enormen Qualitätsverlust des Studiums mit deutlicher Mehrbelastung der Studierenden durch zahlreiche Prüfungen. Wegen G8, dem Abitur nach zwölf Jahren, können Studierende nun ein Jahr früher an die Universität gehen, wenn Mama und Papa es erlauben.

Und auch aktuelle Diskussionen rund um Schulreformen zeigen, dass das öffentliche Denken eine vermeintliche Verminderung des Wissensserwerts als eine der größten bildungspolitischen Katastrophen betrachtet: Sekundarschulen haben das Ziel, alle Schüler*innen gemeinsam unabhängig von ihrer Leistungsfähigkeit zu unterrichten. Eine Binnendifferenzierung soll dafür sorgen, dass dann jedes Kind nach seinen Möglichkeiten am Unterricht teilnehmen kann. Genau dieses gemeinsame Lernen ist im Rahmen der sozialen Verantwortung beeinträchtigter Menschen wichtig. Kritiker*innen schreien allerdings auf, dass die langsamere Aufnahmefähigkeit schwächerer Schüler*innen auf den Schultern der leistungsstarken ausgetragen werde. Das gleiche Argument spricht ihrer Ansicht nach gegen die Inklusion, also einer Miteinbeziehung von Schüler*innen mit Behinderung. Statt sich über die mangelnden finanziellen Mittel zu beklagen, die aber für eine gute Umsetzung der Reformen notwendig sind, fordern sie weiterhin eine Auslese derer, die dem hohen Leistungsstandard vermeintlich

nicht mithalten können. Soziale Kompetenz und Gleichberechtigung aller werden nicht als Bildung angesehen, sondern als Ballast. Das Verständnis von Bildung ist komplett auf Wissen fixiert, wovon nach der Schulzeit ohnehin nur noch zehn Prozent hängenbleiben. Dass Inklusion im Leistungssystem wichtig ist, zeigt das positive Beispiel Pablo Pineda Ferrers. Er hat das Down-Syndrom. Der Spanier ist der erste Europäer mit Down-Syndrom, der einen Universitätsabschluss erworben hat und nun als Lehrer arbeitet.

Schule tötet Kreativität

Neben dem ständigen Leistungsdruck resultiere aus Schule zudem der Verlust der Kreativität. Wagenhofer beruft sich auf eine Langzeitstudie, bei der dieselben Kinder, beziehungsweise später Jugendliche und junge Erwachsene, immer wieder in Abstand einiger Jahre getestet wurden. Die Untersuchung ergab, dass 98 Prozent der Kinder hochbegabt zur Welt kommen. Einige Jahre nach dem Schulabschluss seien lediglich noch zwei Prozent der Menschen hochbegabt. Die Studie verstand unter Hochbegabung (nicht nur) verschiedene schulische Fähigkeiten, sondern vor allem kreative Problemlösung. Dass die Getesteten Methoden fernab des Mainstreams probieren, um ans Ziel zu gelangen. Und genau dieser Kreativität werde in der Schule der Garaus gemacht. „Ein Hauptmerkmal des prüfungsorientierten Systems ist, dass unterschiedliche Meinungen nicht gefragt sind“, sagt der chinesische Bildungsforscher Dongping. „Das einzige Ziel liegt darin, eine Standardantwort zu finden.“ Zur Leistungsüberprüfung werden immer häufiger Tests entwickelt, bei denen nur eine Antwort richtig ist. Somit sind die Tests zwar untereinander vergleichbar. Aber gleichzeitig sind auch die Möglichkeiten, einen Lösungsweg zu finden, begrenzt. Wenn die Antwort nicht ins vorgeschriebene Raster passt, ist sie automatisch falsch. Das Ende vom Lied ist eine Stromlinienförmigkeit, der sich Schüler*innen natürlich anpassen, weil es ihnen so vorgelebt wird. „Weil wir denken, dass der Wettbewerb so wichtig ist, fangen wir immer früher an, unsere Kinder auf diese Konkurrenzwelt vorzubereiten“, fasst Hirnforscher Gerald Hüther das Problem zusammen und stellt fest: „Eigentlich müsste es andersrum sein.“

Ein veraltetes System

Genau so war das Konzept Schule einst gedacht, merkt Neurologe Hüther an. Es sei im Kern noch strukturiert wie im 19. Jahrhundert. Im Industriezeitalter brauchte man nicht viele kreative Köpfe mit innovativen Ideen, die ein horizontalerweites Studium abgeschlossen hatten. Man benötigte aber viele gehorsame Menschen, die die Maschinen bedienten. Heute, wo die Arbeitsbereiche komplexer geworden sind, werden ganz andere Kompetenzen gefordert - die aber an vielen Stellen fehlen. Sogar die deutsche Wirtschaft ist immer unzufriedener mit dem Bachelor/Master-System. Eine Umfrage des Deutschen Industrie- und Handelskammertages hat ergeben, dass mehr als die

Tipps & Termine

Hochkultur

Donnerstag, 02.07. WortLautRuhr

Wer mal wieder Lust auf kreative Wortschöpfungen und Engelsstimmen hat, ist beim Poetry Slam der Reihe WortLautRuhr gut aufgehoben. Moderiert vom Slam Master Jason Bartsch.

↗ **Ab 20 Uhr, Djäzz, Börsenstraße 11, Duisburg, Eintritt 5 Euro**

DIY

Freitag, 03.07. Es wird sogar schön



Der temporäre Offspace für zeitgenössische Kunst, der noch bis zum 19.07. Mittwochs bis Sonntags Positionen aus den Bereichen Bildende Kunst, Musik, Performance und Tanz zeigt, lädt am Freitag zu einer Choreographie von Stsiapan Hurski und Magdalena Öttl ein. Anschließend darf in den ehemaligen Pop Up - Räumen zu Elektronik von Peter Rubel, Nicolás Kretz und Raphael Schlag gedant werden. Topfpflanzen inklusive. Mehr zum Programm der anderen Tage <http://eswirdsogarschoen.tumblr.com/>

↗ **Ab 20 Uhr, Viehoferstraße 3, Essen, Eintritt frei**

Nahrungsaufnahme

Sonntag, 05.07. Street Food Market

Das große Fressen kann wieder starten: Nachdem sich die Street Food Festivals in Duisburg und Essen im vergangenen März und Mai großer Beliebtheit erfreuten, lädt das ehemalige Industriegelände "Schöner Alfred" erneut zum Schlemmen ein. Auf die Besucher*innen warten kulinarische Köstlichkeiten aus aller Welt.

↗ **12-21 Uhr, Schöner Alfred, Frohnhausen 75, Eintritt 3 Euro**



Kreativität? Fehlanzeige! In Schulen lernen Kinder und Jugendliche keine differenzierten Meinungen. Resultat ist ein Einheitsbrei. (Foto: fro)

Hälfte der befragten Unternehmen unzufrieden mit den Leistungen der Absolvent*innen sind. Die Unternehmen fordern deshalb härtere Zulassungsbeschränkungen für den Studienantritt. Der Leistungsdruck bliebe damit erhalten. Entfaltung persönlicher Interessen wäre noch immer nicht gefragt.

Bildung heißt nicht, sämtliches für das Bestehen einer Klausur notwendige Wissen kurz vorher in sich hineinzustopfen und bei der Prüfung unreflektiert wiederzugeben. Bulimie lernen „hilft“ immer mehr Schüler*innen und Studierenden durchs Leben – und das mit immer mehr Leistungsdruck, weil immer mehr Prüfungen geschrieben werden. Der Franzose André Stern hat nie eine Schule besucht. Anders als in Deutschland herrscht dort keine Schul-, sondern eine Unterrichtspflicht. Das Recht, Zuhause unterrichtet zu werden, nehmen in Frankreich rund 20.000 Kinder und Jugendliche in Anspruch. „Lernen war für mich etwas, das nebenbei entstanden ist“, sagt Stern, der sich unter anderem selbst fünf Sprachen beigebracht hat. Damit unterstützt er die These des Hirnforschers Hüther, der Lernen ebenfalls als ein Nebenprodukt des Entdeckens beschreibt. Lernen und damit Bildung könne nur gelingen, wenn es von einem selbst komme und wenn es Spaß mache.

Und wozu der ganze „Spaß“?

„Jeder weiß, dass die Schule nicht das Leben ist. Mein Leben aber ist die Schule, was heißt, dass da etwas falsch gelaufen sein muss“, berichtet die Hamburger Schülerin Yakamoz Karakurt im Film. Sie ist eine der Schüler*innen, die das Abitur nach acht Jahren absolviert. „Es mag vielleicht für Einige übertrieben klingen, aber die Schule nimmt mir gerade das wichtigste, was ich besitze: meine Kindheit“, führt sie fort. Im Laufe ihrer Schulzeit, besonders in den Klassenstufen sieben bis neun, heißt es hierbei Gas geben. Sie müssen in der Zeit den gleichen Unterrichtsstoff behandeln wie die Schüler*innen, die nach dem alten System G9

unterrichtet werden – haben aber rund 19 Prozent weniger Zeit dafür. Man braucht kein Rechengenie zu sein um zu erkennen, dass hier etwas nicht passt. Das System schreibt aber genau das vor: Die Folge aus dem fehlenden Jahr sind mehr wöchentliche Unterrichtsstunden, ein höherer Lernaufwand und weniger Freizeit. Das Hector-Institut für Empirische Bildungsforschung untersuchte vergleichend Schüler*innen aus Baden-Württemberg, die mit G8 und G9 unterrichtet wurden. Dabei hat das Institut festgestellt, dass die gängigen Meinungen rund um G8 zutreffen: Die G8-Schüler*innen haben mehr Stress und weniger Freizeit. Der schulische Stress löst sogar gesundheitliche Probleme wie Kopfschmerzen, Schlafstörungen und Erschöpfung aus. Seit dem Umstieg auf G8 ist sogar Burnout in den Klassenzimmern angekommen. Wer sich nicht anpasst und sich nicht der ständigen Konkurrenz und der Jagd nach einem immer höheren Abschluss anschließt, wird aussortiert.

Die Umstellung auf G8 und das Bachelor/Master-System hatte ein großes Ziel: Die Schüler*innen und Studierenden schneller fürs Arbeitsleben fit zu machen. Kanonenfutter für die Wirtschaft also. Auf die Frage, wie der*die* zukünftige Topmanager*in für das Unternehmen aussehen sollte, antwortet ein Manager: „Leistungsorientiert. Alles andere ist egal.“ Wirtschaftliche Zweckmäßigkeit wird über alles andere gestellt. Wagenhofer liefert in „Alphabet“ auch kein Wundermittel für ein gutes und verträgliches Bildungssystem – wohl aber Denkanstöße, in welchen Feldern der Bildungspolitik Handlungsbedarf besteht. Daher ist der Film ein Muss, besonders für Lehramtsstudierende. Ein Satz von Thomas Sattelberger, der bis 2012 Personalvorstand bei der Deutschen Telekom war, beschreibt genau das treffend und regt – wie Wagenhofers gesamter Film – zum Nachdenken an: „Die Verkürzung des Lebens auf die Ökonomie ist eine der schlimmsten Entwicklungen unserer heutigen Zeit.“ [fro]

Der Wahltrieb

„Stell Dir vor, es ist Wahl – und niemand geht hin“? Das Jammern über geringe Beteiligung begleitet jede Wahl so sicher, wie das Gekabbel um Stimmen. Kaum bietet sich der Anlass, werden Prozente jongliert als wäre man im schönsten Barbetrieb. Untergangsstimmung macht sich breit. Mimimi, niemand will mehr. Dabei fehlen in dieser gern wiedergekäuten Debatte die wichtigsten Personen: Diejenigen, die tatsächlich noch mitmachen. Warum machen die das? Was treibt die Menschen zur Urne? Und wieso wählen Affen nicht? Eine Suche nach Erklärungen eines Phänomens.

Deutschland, 2013. An einem sommerlichen Sonntag schleppen sich Millionen von Menschen zum nächstgelegenen Altersheim, der Grundschule um die Ecke oder einer anderen sozialen Einrichtung, die zeitweilig als Wahlbüro dient. Bundestagswahl, schon wieder. Es geht hinter die „Kabine“ genannte, Pappwand. Hier ein Stift, dort Zettel, Kreuzchen machen, fertig. Bürgerpflicht erledigt, Feierabend.

Afghanistan, 2014. Zu den Präsidentschaftswahlen schicken die Taliban beste Grüße; es hagelt Anschlags- und Morddrohungen. Allein während der Stichwahl verüben sie 150 Anschläge und Angriffe, danach hacken sie mancherorts allen Wähler*innen, die sie zu fassen bekommen, den von der Wahl blaumarkierten Finger ab. Trotzdem ist bei diesem ersten friedlichen, demokratischen Machtwechsel in der Geschichte des Landes der Andrang so groß, dass den Wahllokalen teilweise die Stimmzettel ausgehen. Manche Menschen warten stundenlang im Regen, nur um mit einem Stift auf ein Stück Papier zu malen.

Duisburg/Essen, 2015. Die Studierenden der Universität Duisburg-Essen pilgern anlässlich der alljährlichen Wahlen des Studierendenparlaments (StuPa) zu den Urnen. Zuvor mit Süßkram und Argumenten klebrig umworben (siehe Kommentar auf Seite 7), machen sie routiniert ihr Kreuz und gehen anschließend unbehelligt ihres Weges. Was ist es, das einer Wahl, dieser bloßen Idee – denn mehr als das ist ein Wisch mit einem Kreuz darauf schlussendlich nicht – ihre Anziehungskraft verleiht? Was treibt die Menschen, unter allen Bedingungen, so widrig oder monoton sie auch sein mögen, an die Urne?

Geschichte aus Papier

Das Erbe der Demokratie besteht vor allem aus einem: viel Papier. Die Magna Charta, deren 800. Jubiläum die Welt in diesem Jahr feiert, begründete den liberalen Rechtsstaat, stellte den Souverän unter das Gesetz, garantierte dem Adel grundlegende Freiheiten gegenüber dem englischen König und festigte die Rechte der Kirche. Im Laufe der Jahrhunderte kamen weitere Zettel hinzu: Habeas Corpus, Bill of Rights, Declaration of Rights, Déclaration des droits de l'homme et du citoyen, Paulskirchenverfassung, Weimarer Verfassung, Atlantik-Charta – um nur einige zu nennen.

Die Säulen der Demokratie sind Türme aus



Die menschlichen Triebe: Essen, Fortpflanzen, Schlafen, Trinken...

Papier. Ein Wisch folgte dem vorangegangenen und alle trugen sie dazu bei, dass Bürger*innen heutzutage mit festgebundenen Kugelschreibern Kreuze malen und anschließend nach Hause gehen mit dem Gefühl, etwas Wichtiges, wenn nicht gar Sinnvolles, erledigt zu haben. Nun sind amtliche Dokumente, so alt und ehrwürdig sie auch sein mögen, in der Regel wenig emotionalisierend. Was also hält davon ab, diese Säulen einfach anzuzünden? Oder anders ausgedrückt: Wenn es nicht jahrhundertealte Urkunden sind, die dafür sorgen, dass man am Wahltag nicht zu Hause bleibt – was ist es dann?

Wozu wählen?

Gründe nicht zur Wahl zu gehen, sind schnell gefunden: Zunächst einmal ist es eine Unannehmlichkeit. Es bringt Unordnung in die gewohnte Tagesplanung, dann muss man auch noch Schlange stehen und je nach gewählter Partei beziehungsweise Liste ist nicht einmal sicher, ob das eigene Kreuz einen Einfluss auf das schlussendliche Wahlergebnis haben wird. Dank Fünf-Prozent-Hürde hält eine hohe Wahlbeteiligung in der Regel zwar extreme Randgruppen wie die NPD vom Einzug in die Parlamente ab. Aber man geht ja nicht nur hin, um Randparteien den Tag zu versalzen; Wählen soll „aktiv gestalten“. Die kreative Leistung des bemalten Wahlpapiers ist für das Individuum allerdings fraglich, denn bei der Masse abgegebener Stimmen ist zweifelhaft, inwieweit das Fehlen der eigenen Wahlentscheidung in der Gesamtwertung überhaupt auffallen würde.

Reichtum, Macht und Ruhm

Einige mögliche Erklärungen des trotzigen Wahlphänomens liefert die Philosophie. Im Zusammenhang der potenziellen Zwecklosigkeit könnte es eine Art Pascalscher Wette sein, die zur Teilnahme treibt, sozusagen das Prinzip Auf-Nummer-Sicher: Höchstwahrscheinlich wird es nicht die eigene Stimme sein, die ein Patt löst oder eine Mehrheit kippt. Doch auszuschließen ist es nicht, wenigstens nicht mit hundertprozentiger Sicher-

heit. Also geht man hin. Oder aber, es ist das Pflichtgefühl: Demokratie ist die stumme Übereinkunft, wählen zu gehen; Pacta sunt servanda. Auch Kafkas Türhüter ließe sich zur Erklärung des Wahlgangs bemühen: Die Wahl als Widerstand gegen die Bequemlichkeit, als Ausbruch aus der persönlichen Unverantwortlichkeit: Denn selbst wer sich im Alltag nicht in die Politik einbringt, übernimmt mit der Wahl Verantwortung; für die eigene Entscheidung sowie für die Gesellschaft. Somit wäre der Wahlgang das symbolische Tor zum eigenen Gesetz.

Das ist alles gut und schön, doch es erklärt nicht die tiefe Befriedigung, die viele Menschen nach Einwurf ihres Zettels angeblich verspüren: Ein Gefühl wie Feierabend. Womit lässt sich das erklären? Der Philosoph Locke argumentierte, dass der Körper unveräußerlich sei und somit Arbeit, die mit seinem Einsatz verrichtet würde, privates Eigentum schaffe. Dementsprechend wäre die Befriedigung zurückzuführen auf Eigentumszuwachs: Indem der Körper genutzt wird, um das Kreuz zu machen, verschafft sich das Individuum seinen Anteil an der Wahl. Und ist auf dem Rückweg ein kleines Stückchen Demokratie reicher. Alternativ könnte der Gang zur Urne auch ein Versuch moralischer Vorbildwirkung sein, die im Anschluss in höchste Höhen versetzt: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Demnach gingen Menschen zur Wahl, einfach weil Wählen richtig ist und das Richtige sich gut anfühlt. Diese Erklärung nach Kant scheint fast schon zu simpel. Möglicherweise spielt hier allerdings auch das Verlangen mit hinein, zu den Besseren zu gehören. Wie schon Franz Werfel treffend feststellte: „Neben dem Geschlechtstrieb bestimmt kein Bedürfnis das Handeln des Menschen so sehr, wie die Sehnsucht nach moralischer Überlegenheit.“ Die Wahl als Statussymbol, wer hätte das gedacht.

Doch wie kommt es, dass es für das eigene Gemüt überhaupt eine Rolle spielt, ob man nun wählen war, oder nicht? In der Psychologie hat



... und Wählen? (Fotos: sel)

sich als Ausgangspunkt solcher Fragen die Vorstellung eines Selbstkonzepts durchgesetzt: Es ist das Bild, das jeder Mensch von sich hat, bestehend aus dem Wissen über sich selbst, den eigenen Erinnerungen, Normen und Werten. Dieses Selbstbild stabil und vor allem positiv zu halten, ist eine der Hauptaufgaben jeder menschlichen Existenz. Generell möchte man intelligent, vernünftig und anständig sein. Nicht zur Wahl zu gehen ist bekannterweise nichts davon. Nun ist es so, dass es extremen Stress auslöst, etwas zu tun, das dem eigenen Selbstbild widerspricht. Jeder Kratzer am langwierig geformten Entwurf muss mühsam repariert werden. All das lässt sich durch den Gang zur Urne vermeiden. Alles in Ordnung, das Kreuz ist gemacht, Klopfen auf die Schulter, der Blutdruck sinkt. Man war mal wieder vernünftig: Wählen als Stressprävention.

Zum inneren Verlangen, sich selbst toll zu finden, gesellt sich zusätzlich noch ein weiterer Aspekt. Denn was nützt es, der eigene größte Fan zu sein, wenn man mit den Pompons ganz alleine dasteht? Die Meinungen der Menschen in der eigenen Umgebung sind wichtig, Freund*innen will man gefallen. Und so gehen manche Wahlberechtigte eventuell nur wählen, weil ihr soziales Umfeld geht. Denn zunächst einmal wissen die anderen unter Umständen mehr als man selbst und was sie für richtig halten, kann nicht komplett falsch sein. Und darüber hinaus will man im Anschluss doch bitte sehr auch mitreden können, anstatt negativ herauszustechen als die Person, die „mal wieder nicht dabei war“. Mein Weltbild ist dein Weltbild, lass uns Freunde sein. Wählen als sozialer Klebstoff.

Affe und Bleistift

Wer die Hintergründe des Wählens erforscht, stolpert zwangsläufig über die menschliche Entwicklung. Irgendetwas muss da schief gelaufen sein; Affen wählen nicht. Warum nicht, wo sie dem Menschen doch so ähnlich sind? Sie haben ein Gerechtigkeitsempfinden, und sie können kochen. Studien des Verhaltensforschers Micha-

el Tomasello haben außerdem gezeigt, dass sie die Absichten von anderen Affen und Menschen erfassen können. Aber: Nur Menschen stimmen ihre Absichten aufeinander ab. Die Voraussetzung hierfür nennt Tomasello die „Infrastruktur geteilter Intentionalität“. Sie führt dazu, dass man dem Blick einer anderen Person automatisch folgt, für Suchende auf das abhandengekommene Objekt deutet, Verirrten den Weg weist. Im Gegensatz dazu beschränkt sich die gestische Kommunikation der Affen auf auffordernde Gebärden. Einem Affen eine versteckte Banane zeigen zu wollen, stößt das arme Tier zunächst in heilloser Verwirrung. Es scheint nicht zu verstehen, dass Informationen ohne eigenen Profit weitergegeben werden. Und so haben Menschen es mit der Kooperation im Laufe der Jahrhunderte so weit gebracht, dass mittlerweile niemand auf dieser Welt alleine einen Bleistift herstellen kann, geschweige denn ein Auto. Sämtliche Produktionsschritte sind aufgeteilt: Die Person, die das Blei abbaut, hat keine Ahnung, wie man es in seine hölzerne Hülle bekommt, geschweige denn, wo um alles in der Welt der Radiergummibach fließt.

Und so kamen schließlich auch die Zettel ins Spiel: Kooperation, also Absprachen zu treffen und einzuhalten, ward die evolutionäre Treppe der Menschheit. Sie bildet die Grundlage jeglichen menschlichen Zusammenlebens. Die einzige Staatsform, in der die Regierung ihre Legitimation zu 100 Prozent aus der aktiven Kooperation der regierten Individuen gewinnt, ist die Demokratie. Denn Wahlen, ebenso wie Geld und all die anderen Blätter, auf denen das heutige Leben basiert, sind eben das: Eine Absprache, eine Idee, mit deren Konsequenzen sich alle abfinden. Ohne diese Übereinkünfte, diese gemeinschaftlichen Absprachen, nützt ein Wahlzettel ebenso viel wie ein Ausweisdokument, ein Geldschein, ein Abschlusszeugnis: maximal als Lagerfeuerzunder. So betrachtet könnte man festhalten: Wählen als Folge des menschlichen Triebes zur Kooperation; eine Konsequenz der menschlichen Evolution. [sel]

Kommentar

Bier for president

Schön war's letzte Woche auf dem Campus, wie im Schlaraffenland. Wer sein Pausenbrot vergessen oder kein Kleingeld dabei hatte, musste nur von Stand zu Stand der Listen schlendern und sich an veganen Waffeln, Muffins, Lachgummi, Grillutensilien, Bier, Mate oder Vodka bedienen. Nur eine Salatbar hätte noch gefehlt.

Welches Bier letztendlich aber besser schmeckte und ein Häkchen verdiente, blieb anschließend die Qual der Wahl. Als kleine Hilfestellung zierte ein Infolyer jede Flasche, in feinsten Handarbeit beklebt.

Ach stimmt, da war ja was. Die Listen hatten nämlich nicht die Festivalsaison auf dem Campus eröffnet und ihre Gelder gönnerhaft unter das Studi-Volk gebracht, sondern wahrlich Schleichwerbung für die Studierendenwahl betrieben. Wie in der wirklichen Welt. Okay, zugegeben origineller. Kunterbunte Ponybuttons an die Macht! Wobei der kleine Eisbär, der mit bärenstarker Kuschelpower Speed-Dating auf einem Flyer fordert, auch nicht zu verachten ist.

Hingegen allgegenwärtig im roten Trakt der Uni: Rosa Plakate und Flyer mit dem Slogan „Wir fordern Klartext!!! Wir reden Klartext!!! Wir sind Klartext!!!“ Von Text war am Stand der Palabras Verdaderas-Gruppe, die in den Fakultätsrat der Geisteswissenschaften einzuziehen wollte, hinter den hochprozentigen Flaschen allerdings nicht viel zu sehen. Minnegesänge oder Poetry-Slam Performance Fehlanzeige, allerdings hatten die ambitionierten Nachwuchspolitiker*innen bei ihren großen Vorbildern fein aufgepasst: Smalltalk mit der potentiellen Wähler*innenschaft und gleichzeitig wahllos die Flaschen in die Hand der Vorbeieilenden drücken. Argumente dafür? „Die anderen machen das doch auch und es muss ja einen Anreiz zum Wählen geben.“ Anreiz. Gutes Stichwort.

Vielleicht würden ja mehr wählen gehen, wenn es ganz unparteiisch direkt nach der Urne für das Häkchen ein Bier gebe?

Sel, was meint die Wissenschaft des Wahltriebs dazu? [mal]

Berlin kann jede*r, Duisburg muss man wollen.



Warten ohne Ende: Der Nahverkehr in Duisburg lässt zu wünschen übrig. (Foto: fro)

Was erwartet man von einer Großstadt? Pulsierende Innenstädte, ein reichhaltiges Kulturangebot und einen sehr gut ausgebauten öffentlichen Personennahverkehr. Leider wird man im Ruhrgebiet – vor allem in Duisburg – oft enttäuscht. Besonders beim Bus- und Bahnverkehr hinkt die Stadt zum Leidwesen der Kund*innen hinterher.

Morgens, halb acht in Duisburg: Man möchte sich an einem gewöhnlichen Wochentag zu einer für Studierende untypischen Uhrzeit auf den Weg zur Uni machen. Auto? Zu teuer und schädlich für die Umwelt. Fahrrad? Radwege sind entweder nicht vorhanden oder zugeparkt. Da bleibt also nur noch der ÖPNV. Und der ist in Duisburg für eine Großstadt nicht gerade reichhaltig, wenn nicht sogar beschämend, ausgebaut. Im gesamten Stadtgebiet fahren ganze drei Straßenbahnen. Zumindest auf der rechten Rheinseite. Auf der linken Rheinseite sieht die Situation noch steinzeitlicher aus: In Dunkel-Duisburg muss man sich komplett mit Bussen rumschlagen. Zumindest bei der Linie 903 kann man mit der Sieben-Minuten-Taktung leben. Gut, man wünscht sich zwar die Zeiten zurück, als im vergangenen Jahr die Autobahn 59 wegen einer Großsanierung gesperrt war und die Bahn alle fünf Minuten fuhr, aber als Duisburger*in ist man hart im Nehmen. Da stört einen auch nicht die räumliche Knappheit in den Bahnen. Duisburger Bahnkund*innen dürfen halt nicht klaustrophobisch sein. Auch die Spezialist*innen, die unmittelbar nach dem

Einsteigen den Türbereich blockieren und die Theorie des rational handelnden Menschen tagtäglich widerlegen, sind ein übliches Phänomen.

Das große Warten

Lustig sind auch Bahnfahrten in Essen. Okay, die Stadt besitzt ein paar Bahnen mehr und braucht sich für ihren ÖPNV nicht unbedingt zu schämen. Seit dem Ausbau der Linien 103 und 109 wurde die Bustaktung runtergeschraubt. Leider kommt es aber oft zu Verspätungen, sodass man sich die Fahrt im Bus wieder herbeisehnt. Zehn, 20 oder 30 Minuten können ins

Feld streichen, bis sich eine Bahn zur Anreise erbarmt. Durchsagen, die die Kund*innen über den Verbleib der Bahn aufklären, scheinen auch überbewertet zu sein. Das ist doch viel zu Mainstream. Zumindest hat man so mehr Zeit zum Nachdenken.

Das große Wartenlassen ist auch eine Praxis der Duisburger Verkehrsgesellschaft, die Bahnkund*innen gerne Zeit zum Begutachten der Haltestellen gönnt. Am schönsten müssen die Haltestellen auf der Strecke der Linie 901 sein. Wenn die mal einen Monat planmäßig verkehrt, muss es drastische Änderungen bei der DVG gegeben haben. Alle paar Wochen gibt es einen Schienenersatzverkehr, der teilweise aus oft unerfindlichen Gründen für nur wenige Haltestellen genutzt wird, bis es mit der Bahn weitergeht. Während der A59-Sperrung fuhren durchgängig Ersatzbusse, weil sämtliche Bahnen zum zeitweiligen Ausbau der Linie 903 benötigt wurden. Das gleiche Spiel läuft seit April dieses Jahres wieder: Da von den 45 Bahnen nur noch um die 30 intakt sind, muss die weniger stark befahrene Linie 901 wie immer ein wenig leiden. Ach, und auch die Sicherungssysteme im Tunnel sind in Duisburg veraltet und müssten eigentlich saniert werden. Sonst hat es sich in wenigen Jahren mit der U-Bahn erledigt. Vielleicht steigt Duisburg dann wieder auf Kutschen und andere unmotorisierte Fortbewegungsmitteln um. Damit würde sich die Ruhrgebietsstadt doch deutlich von anderen Großstädten abheben. Berlin kann jede*r. Duisburg muss man wollen. [fro]

SUDOKU

			3	2			7	6
				4	9			5
					6	2		
	5	2		8	3		4	
	2		9		8			
9	8	5		3	6			
	9	6						
1			9	5				
5	6			3	2			

Wohnheimgeschichten



Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: Asta der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Felix Lütke u.a.

Projektkoordination: Felix Groell und Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Lorenza Kaib (lenz), Maren Wenzel (mac), Anett Selle (sel), Marie Eberhardt (mal), Philipp Frohn (fro), Thies Kiesewetter (tdk)

V.i.S.d.P.: Maren Wenzel (mac)

Auflage/Druck: 5.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@akduell.de

Web: www.akduell.de